Religion prägt farbig den Alltag

BALI Die indonesische Insel hat eine einmalig facettenreiche Religiosität. Doch in den Bräuchen und Ritualen um Götter oder Dämonen gibt es auch ein blutiges Geschäft.

BENNO BÜHLMANN
kultur@luzernerzeitung.ch

Emsiges Treiben herrscht zur Mittagszeit auf dem Hauptmarkt von Ubud: Ein buntes Angebot von Stoffen und Kleidern, Gewürzen, Obst und Gemüsen wartet auf Käufer. Und das Feilschen um den Verkaufspreis ist unverzichtbar. Natürlich dürfen auch die reich geschmückten Masken nicht fehlen, die von Holzschnitzern für den traditionellen Barong-Tanz hergestellt werden.

Unweit vom Markt entfernt entdeckt man einen typisch balinesischen Hindu-Tempel, der nach der Göttin der Künste und des Lernens benannt ist. Kein Zufall: Die Kleinstadt Ubud, 27 Kilometer nordöstlich von der Hauptstadt Denpasar gelegen, gilt als das kulturelle und künstlerische Zentrum Balis. Viele der 20 000 Einwohner arbeiten als Maler, Schnitzer oder Steinmetze, während andere als Bauern die zahlreichen Reisfelder bestellen.

Opfergaben für eine gute Ernte

Eine wichtige Rolle spielt die Reisgöttin Dewi Sri, deren Schrein sich in jedem Reisfeld befindet. Von der Aussaat bis zur Ernte vollziehen die Bauern und Bäuerinnen unzählige Zeremonien, mit denen die Göttin um Fruchtbarkeit gebeten wird und zugleich auch böse Geister besänftigt werden sollen.

Doch das Darbringen von Opfern ist nicht nur auf dem Lande ein unverzichtbarer Bestandteil des täglichen Lebens. Der Glaube an Götter und Dämonen ist für alle Balinesen von grosser Bedeutung. So beginnen die ersten religiösen Rituale bereits in den ersten Monaten der Schwangerschaft, und das letzte stellt die Totenverbrennung dar. Der 45-jährige Eko Suwardono, der zusammen mit seiner Frau und zwei Töchtern in Denpasar lebt: «Wie alle Balinesen haben auch wir neben unserem Haus unseren eigenen Familientempel mit insgesamt vier Altären. Hier bringt meine Frau den Göttern dreimal täglich eine Vielfalt von Opfergaben wie Blätter, Blumen, Reis oder Früchte dar.»

Annäherung an Monotheismus

Bali ist die einzige Weltgegend ausserhalb Indiens und Nepals mit bodenständiger hinduistischer Bevölkerung.

Masken spielen in den religiösen Ritualen auf Bali eine grosse Rolle.

Der Barong-Tanz soll das Gleichgewicht zwischen Gut und Böse herstellen.

Affe, der im Affenwald den Totentempel bewachen soll.

Bilder Benno Bühlmann

Auf den anderen rund 13 000 Inseln Indonesiens leben vor allem Muslime.

Auf Bali ist man mit religiösen Minderheiten tolerant: Im südlichen Nusa Dua entdeckt man sogar einen Ort, wo innert weniger hundert Meter eine Moschee, ein Hindu-Tempel, ein buddhistisches Kloster, eine katholische und eine reformierte Kirche zu finden sind.

Die muslimischen Nachbarinseln liessen Bali sich dem Monotheismus annähern und einen Gott kennen, mit dem alles begann: Sang Hyang Widdhi, der «alles umfassende Gott». Neben diesem und seinen drei Hauptmanifestationen Brahma, Vishnu und Shiva beten die Balinesen zu vielen weiteren Göttern. Die Ahnen, die den Kreislauf der Wiedergeburt hinter sich gebracht haben und ein Teil Gottes geworden sind, verehrt man als «Bhatara», die vornehmlich Berge und Seen beherrschen.

Der balinesische Hindu-Dharma-Glauben, auch «Religion des heiligen Wassers» genannt, weil Wasser Bestandteil aller Zeremonien ist, ist einzigartig in der Welt. Die Balinesen glauben an das Wirken von unzähligen Göttern und Dämonen sowie daran, dass die guten und bösen Kräfte miteinander in Einklang gebracht werden müssen.

Die Gipfel der hohen Berge sind die Orte, wo sich die Götter am liebsten aufhalten. Der Vulkan Gunung Agung (3014 m hoch) ist ihr «Hauptwohnsitz», an seinen Hängen befindet sich das grösste Heiligtum der Insel, der berühmte Bergtempel Pura Besakih.

Heilige Schlangen, heilige Affen …

Die Vulkane haben übrigens auch das Leben von Eko Suwardono geprägt: Beim letzten Ausbruch des Agung 1963 wurden sämtliche Familienangehörigen seines Vaters unter der Asche des Vulkans verschüttet. Mehr als 2000 Menschen kamen ums Leben. Sein Vater wurde verschont, weil er am besagten Tag in den Süden Balis reiste, um dort bei einem Fest von Freunden zu kochen.

Das Meer ist den Balinesen ebenfalls wichtig. Pura Tanah Lot gilt als berühmtester und meistfotografierter Tempel Balis. Er liegt an der Küste auf einer Felsspitze dicht am Ufer. In den Höhlen am Strand, dem Tempel gegenüber, leben zwei heilige Schlangen, angeblich die Herren des Tempels.

Auch andere Tiere gelten als heilig. So finden wir im südlichen Zentrum von Ubud den Affenwald – einen von Balis heiligsten Plätzen mit besonderen Tempelwächtern: heiligen Affen.

Aus Opfergabe wurde Wettgeschäft

Ein anderes Tier ist in Bali oft Gegenstand von kontroversen Diskussionen: der Kampfhahn. Das Ritual des Hahnenkampfes stammt noch aus vorhinduistischer Zeit und stellt ein Blutopfer an die Erde dar. Traditionell eröffnet ein Hahnenkampf das Tempelfest, um die bösen Geister mit Blut zu besänftigen.

Heute wird gekämpft, um die Wettleidenschaft der Männer zu befriedigen, immer noch mit Vorliebe zu Beginn von Tempelfesten. Da solche Wetten schon manche Familien ruinierten, ist der Hahnenkampf offiziell seit Jahren ausserhalb von Tempelfesten verboten. Doch manchmal findet sich doch eine Gelegenheit, der verbotenen Leidenschaft zu frönen. Doch viele Balinesen sind heute gegen diese Tradition, auch Eko Suwardono: «Das ist Tierquälerei. Der Staat sollte das Verbot unbedingt konsequenter durchsetzen.»

Nichts zu machen?

Jacqueline Keune über Nelson Mandela

Während Europa- und Weltmeisterschaften schaue ich mir jedes Spiel der Holländer an, wenn sie dabei sind. Dann sitze ich in einem Restaurant und schreie dem van Persie zu, dass der Sneijder frei steht. Viel mehr lässt sich da nicht machen.

MEIN THEMA

Und ein schwarzafrikanischer Anwalt schaut zu, wie eine weisse Lady versucht, ihr Auto aus einer Parklücke zu bekommen. Er geht zu ihr hin und weist sie Schritt für Schritt an, bis der Wagen draussen ist. «Thank you, John», meint die Frau. John – der Einheitsname der Weissen für die Schwarzen. Dann streckt sie dem Mann eine kleine Münze hin, die dieser ablehnt. Auch auf Drängen – der Mann nimmt das Geld nicht. Schliesslich wirft sie es auf die Strasse, meint: «Es reicht dir wohl nicht!», und braust davon. – Südafrika, 1952, Nelson Mandela.

Er hat nicht gesagt: So ist das halt, da kann man nichts machen, sondern die Erniedrigung seines Volkes nicht hingenommen und dafür fast 30 Jahre im Gefängnis gesessen.

Nun, ich bin kein Mandela, aber ich kann dazwischengehen. Ich kann mich entschuldigen. Ich kann abends darüber nachdenken, was der Tag Schönes für mich bereitgehalten hat – auch noch der mühsamste hält in der Regel was davon bereit. Ich kann Vertrauen anbieten, statt auf der Hut zu sein, kann mit dir einen Kompromiss ausmachen, kann versuchen, nicht zu lügen, kann gut von anderen reden, kann Hand anlegen, wo eine gebraucht wird, kann den Sneijder in den Strafraum schreien und immer neu einen Weg suchen.

Einer hat gemeint: Wer will, findet einen Weg. Wer nicht will, findet einen Grund.

Jacqueline Keune, freischaffende Theologin, Luzern.

NACHRICHTEN

Papst entlässt Erzbischöfe

VATIKAN sda. Papst Franziskus hat den Erzbischof von Ljubljana, Anton Stres, und den Erzbischof von Maribor, Marjan Turnsek, die beiden obersten römisch-katholischen Würdenträger Sloweniens, entlassen. Hintergrund ist offenbar ein Finanzskandal. Der Vorgänger Turnseks, Franc Kramberger, hatte im Februar 2011 sein Amt wegen der Überschuldung seiner Erzdiözese niedergelegt. Die italienische Nachrichtenagentur Ansa berichtete unter Berufung auf Quellen in Slowenien, die Diözese Maribor sei bankrott. Die Schulden betragen demnach 800 Millionen Euro.

Neue Oberrabbiner

TEL AVIV sda. In Israel sind zwei neue Oberrabbiner gewählt worden. Bei den aschkenasischen Juden setzte sich der Rabbiner in Modiin, David Lau, durch. Bei den aus dem Orient stammenden sephardischen Juden machte Izchak Josef das Rennen.

Als Missionar baute er über 200 Gebäude

AFRIKA Stefan Kissling (80) lebt seit über 50 Jahren als Missionar in Madagaskar. Zu Beginn schlief er in einer Hütte aus alten Fässern.

Wallendes weisses Haar, ein langer Bart und ein grosses Kreuz auf der Brust: Stefan Kissling sieht aus wie ein Missionar aus dem Bilderbuch. Lediglich eine Soutane trägt er im täglichen Leben längst keine mehr. Stattdessen eine Zeit lang einen Revolver. «Ich trug ihn nicht immer bei mir. Aber es war wichtig, dass die Leute wussten, dass ich mich im Notfall wehren konnte», erklärt Kissling. Eingesetzt hätte er ihn nie. «Es reichte, dass ich einmal einen Vogel erschoss. Das beeindruckte die Einheimischen enorm», erzählt der Missionar.

Reise mit dem Schiff von Marseille

Stefan Kissling wurde 1933 geboren und wuchs gemeinsam mit sieben Geschwistern in Rickenbach bei Olten auf. Er habe bereits sehr jung gewusst, dass er Missionar werden wolle. «Als ich ein Bub war, verteilte ich das Missionar-Heft der Oltner Kapuziner bei uns im Dorf. Die Bilder der fernen Länder und Menschen gefielen mir derart gut, dass ich sofort wusste: Das will ich auch», erzählt der 80-Jährige. Diesen Sommer verbringt er einen dreimonatigen Heimaturlaub im Missionsseminar in Werthenstein. Hier absolvierte er vor 60 Jahren im Kloster Werthenstein die sechsjährige Ausbildung zum Missionarspater. Anschliessend reiste er 1961 zusammen mit zwei seiner Brüder und einer Schwägerin von Marseille mit dem Schiff nach Madagaskar. Dort löste er in Andavadoaka einen Franzosen als Missionar für ein 100 Kilometer langes Küstengebiet mit rund 3500 Einwohnern ab.

«Es war wichtig, dass die Leute wussten, dass ich mich im Notfall wehren konnte.»

STEFAN KISSLING, MISSIONAR

Madagaskar war gerade von der französischen Kolonialmacht in die Unabhängigkeit entlassen worden.

Nicht einmal eine Behausung hinterliess ihm sein Vorgänger. «Das erste Jahr schlief ich mal hier, mal da bei einem Einheimischen. Nach zwölf Monaten baute ich mir aus alten Fässern eine einfache Behausung», erinnert er sich.

Seine Arbeit beschränkte sich längst nicht darin, den Madagassen den katholischen Glauben zu vermitteln. «In den von mir betreuten Dörfern gab es keine einzige Person, die lesen oder schreiben konnte. Also musste ich zuerst Lehrpersonen aus dem weiterentwickelten Hochland zu uns an die Küste lotsen», erzählt Kissling. Er habe nicht mitgezählt, doch er glaube, dass er in den 50 Jahren gut 200 Häuser – hauptsächlich Schulen und Kirchen – aufbaute. Dies tat er unter Mithilfe der Einheimischen und der Reaktivierung einer alten, lokalen Technik: indem er aus Muscheln Kalk herstellte und damit die aus Ästen gefertigten Hauswände verputzte.

Wirbelsturm zerstörte fast alles

Während seine Geschwister nach vier Jahren in die Schweiz zurückkehrten, besuchte Stefan Kissling seine Heimat erst 1968 wieder. Gemäss seinem Konvent hatte er nach sieben Jahren das Recht auf einen sechsmonatigen Heimaturlaub. «Früher nutzte ich diesen meist, um in Predigten von meiner Arbeit zu erzählen und Geld zu sammeln. Heute mache ich das nicht mehr so häufig», sagt Kissling. Obwohl Spendengelder heute nötiger seien denn je: «Im Februar verwüstete ein Wirbelsturm Dutzende von Schulen und Kirchen», erzählt er. Mit dem nötigen Geld könne er die Ruinen in drei Jahren wieder aufbauen, sagt sich der 80-Jährige tatkräftig.

Willkommene AHV

Nach 50 Jahren auf der Insel fühle er sich mittlerweile mehr als Madagasse denn als Schweizer. «Luxus bedeutet mir nichts», sagt Kissling. Mit den 2000 Franken, die er pro Monat von der katholischen Kirche erhält, muss er nicht nur sich selbst unterhalten, sondern auch die Lehrer bezahlen. «Hätte ich zusätzlich dazu nicht meine kleine AHV, hätte ich schon vor Jahren aufgeben müssen», erzählt er. Er sagt es nüchtern und ganz ohne Verbitterung. Die restliche Zeit seines Heimaturlaubs wird er nutzen, um seine Familie zu besuchen und mit Bekannten zu wandern. Zurück in Madagaskar will er sich mit seiner ganzen Kraft dem Wiederaufbau der zerstörten Schul- und Kirchenhäuser widmen.

MARIO WITTENWILER